



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Zwei Verteranen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zwei Veteranen



Der Begriff des „Modernen“ in der Literatur ist alt, und insbesondere durch das ganze neunzehnte Jahrhundert kann man ihn verfolgen. Die häßliche und undeutsche Bezeichnung „Die Moderne“ aber ist von ziemlich junger Herkunft, aus Frankreich zu uns verpflanzt und durch Mißbrauch noch dümmel geworden. Jetzt freilich hört man das Wort nicht mehr so oft. Die Bewegung, die es deckte, ist verraucht, nachdem sie weithin gewirkt hat. Sie hat sich gemach verbreitert und von ihren Gedanken und ihren Farben überallhin abgegeben. Auf der Bühne spüren wir ihr Walten etwa in dem Unterschiede zwischen den Tendenz- und Familienstücken Paul Lindaus, die in den siebziger und achtziger Jahren den Spielplan beherrschten, und denen von Franz Adam Beyerlein, Otto Ernst und andern, die in den letzten Jahren aufkamen. Von der Stärke des Talents einmal ganz abgesehen, liegt die Verschiedenheit in dem Bemühen der Jüngern, ihre Gestalten natürlicher sprechen zu lassen, ihr Kommen und Gehen zwangloser zu erklären, genau ebenso wie der Unterhaltungsroman — zu seinem Vorteil — wahrhaftiger und echter, auch knapper geworden ist durch den Einfluß der Bewegung (Einfluß ganz wörtlich genommen). Wichtiger und ernster waren die Folgen im Bereich der eigentlichen Poesie. Unsere Lyrik hat an Form und Gehalt gewonnen, das Epos hat in den Schöpfungen Spittellers, der sich gefallen lassen muß, auch als „infiziert“ genannt zu werden, Biliencrons und Dehmels Meisterhaftes erreicht, und in der Romandichtung haben Schöpfer wie Ricarda Huch, Wilhelm Speck, Carl Hauptmann, Wilhelm von Polenz, Thomas Mann, Gustav Frenssen Werke von dauerhaftem Wert geschaffen, während uns freilich im Drama seit Gerhart Hauptmann kaum eine Hoffnung wieder erblüht ist oder doch noch jede wieder vor dem Ausreifen zerstört wurde. Immerhin werden Namen wie Herbert Gulenberg, dessen „Halben Helben“ ich hervorheben möchte, oder Hugo von Hofmannsthal, trotz seinen defakenten Anlagen, mit Nachdruck zu nennen sein; Wedekind, über den ich hier vielleicht noch sprechen darf, soll für heute außer Betracht bleiben.

Mancher, der mir bis hierher gefolgt ist, schüttelt jetzt vielleicht den Kopf und meint, daß ich gar zu viel durcheinander wirfe. Aber ich glaube doch im Rechte zu sein, so befremdlich auch zunächst etwa die romantische Ricarda Huch und der realistische Wilhelm von Polenz nebeneinander wirken. Man darf nicht vergessen, daß die naturalistische Bewegung, mit der dieser ganze jüngste Abschnitt unserer Literaturgeschichte begann, eben nur ein Teil, ein Anfang war.

Wenn wir den Verlauf des Prozesses rückgewandt überblicken, finden wir, daß weder Naturalismus noch Symbolismus oder Neuromantik als Bezeichnungen für den Kern und Inhalt der Entwicklung ausreichen, sondern daß wir zusammenfassend nur das, freilich auch fremdländische, aber unübersetzbare Wort „Impressionismus“ brauchen können. Dann ordnet sich die wirre Fülle der Gestalter und Gestalten sofort ein. Die Vorzüge der schlagkräftigen, bildhaften Lyrik Detlevs von Liliencron sind genau so impressionistisch wie die Mängel von Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“; an dem Riesenstoff, den der Dichter zwingen wollte, rang er sich, bei allem Gelingen in prachtvollen Einzelheiten, wund, weil er sich eben in diese Einzelheiten immer wieder verlor und eine beherrschende Gestalt nicht in die bewegten, mosaikartig anmutenden Bilder hineinstellte. Und wenn man an der Verwandtschaft Wilhelm Specks oder Gustav Trenssens in seinen schönen, ältern Sachen mit der Zeit zweifelt, so sei daran erinnert, wie viel der „Törn Uhl“ Hermann Sudermann zu danken hat, und wie doch bei Speck Dostojewski hier und da durch das deutsche Gewand leise mahnend greift. Freilich wollen wir ja nicht vergessen, daß gerade die tiefsten und reifsten Werke der Gegenwart nicht nur ihrer Zeit verpflichtet sind — wann wäre das auch bei den Besten je der Fall gewesen? —, sondern daß ihre Wurzeln sehr viel weiter zurückreichen, zum mindesten in die große Zeit der poetischen Realisten in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Säkulums.

Die äußere Bewegung mit ihrer Streitfucht und ihren Menschlichkeiten ist, wie ich das erst in meinem letzten Grenzbotenartikel ausgeführt habe, vorüber. Die Generation, mit der sie begann, hat schon mehr als einen Toten begraben müssen und steht heute im allgemeinen auf der Mittagshöhe des Lebens, in den vierzigen. Man kann Anfang und Ende der „Moderne“ ohne Zwang auf zwei äußere Ereignisse legen, zwei Feiern, in denen sich aussprach, was damals weithin empfunden wurde. Ich meine Theodor Fontanes siebenzigsten Geburtstag um die Wende von 1889 und 1890 und Wilhelm Raabes im September 1901. Das Fontanefest brachte das seltene Schauspiel, daß ein greiser Poet, der trotz hinreißenden und volkstümlich gewordenen Schöpfungen lange wenig beachtet in der Ecke stand, nach seinem eignen Wort von der Jugend auf den Schild erhoben wurde. Der preußische Balladendichter des Tunnels über der Spree, der Nachfahr Strachwitzens, der Wanderer durch die Mark wurde als der Erzähler Berliner Lebens anerkannt, in dem die Jungen Blut von ihrem Blut spürten. Der Ruhm, den Adolf Stern und andre vergeblich für Theodor Fontane zu erkämpfen gestrebt hatten, fiel ihm als Kranz auf das greise Haupt, aus dem so jugendliche Augen blickten. Und kam er von anderer Seite, als von wo der Dichter ihn sich erwartet und auch wohl erhofft hatte — er war doch da; und es war hübsch, wie inmitten des allgemeinen Sturms gegen überkommene Scheingröße und leider auch gegen echtes Verdienst hier einem der Alten Blumen und Ehren gestreut wurden. Auch Wilhelm Raabe nahte am

fiebzigsten Geburtstag die Genugtuung für noch weit schlimmere Verfehlung des deutschen Volks in einem vollen Menschenalter. Und sie kam von allen Seiten, von allen Generationen, von allen Richtungen her. Denn dieses Fest drückte klar aus, daß durch den leidenschaftlichen Kampf hindurch man sich dahin zurückgefunden hatte, wo fast ungeahnte, sicherlich nicht genug bewertete Schätze lagen. Ganz richtig stellt Wilhelm Brandes diese begeisterte Liebeserklärung für Wilhelm Raabe in Parallele mit dem Vorgang, daß in wenigen Jahren Friedrich Hebbel und Otto Ludwig zu Klassikern emporwuchsen, zwei Dichter, von denen noch die Schulweisheit der achtziger Jahre weniger wußte als von Heine und Eichendorff, ja als von Gutzkow oder Dahn.

Von Wilhelm Raabe, der inzwischen auch den fünfundsiebzigsten Geburtstag frisch überstanden hat, kannte das Lesepublikum, kannten aber auch viele ernstere Literaturfreunde jahrzehntelang nur die „Chronik der Sperlingsgasse“ und den „Hungerpastor“. Die „Chronik“ erschien im Jahre 1857, und über die zweite Auflage schrieb Friedrich Hebbel in die Leipziger Illustrierte Zeitung folgendes: „Eine vortreffliche Ouverture, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Pauls und Hoffmanns einmal wieder angeschlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsgerüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt.“ Hebbel also, in dem wir ja von Jahr zu Jahr mehr nicht nur den großen, seine Zeit weit überragenden Dichter, sondern auch den tiefen und feinen Beurteiler verehren, spürte die Klaue des Löwen. Das Publikum aber verlangte in gewohnter Weise immer weiter Ouverturen! Die Opern erschienen — aber sie drangen nicht durch, kamen der Nation so wenig zum Bewußtsein, daß sogar einer der treuesten Raabeverehrer, Adolf Stern, noch 1888 in seiner Geschichte der Weltliteratur den „Schüdderump“ nicht einmal erwähnte. Gewiß hat auch, wer die „Chronik“ und den „Hungerpastor“ vollendete, Anspruch auf Ruhm und Beachtung — den größten Geistern deutscher Art tritt Wilhelm Raabe doch erst hinzu mit der Reihe innerlich reicher, aus dem Grunde geschöpfter Dichtungen vom „Abu Telfan“ bis zu den „Äkten des Vogelfangs“. Ich frage nun jeden, der auch nur einige dieser Werke, zu denen ich insbesond're auch die „Leute aus dem Walde“, „Drei Federn“ und „Unruhige Gäste“ (samt „Im wilden Mann“) rechne — ich frage jeden, der solche Gaben zu seinem besten geistigen Besitz zählt: Was fesselt dich am stärksten in diesen Bänden? Die Fülle der Weisheit, die ein ruhiger Verschwender über dich hinstreut? Die trotz scheinbaren Abirrungen immer wieder klar hervortretende Stileinheit, die am Ende gerade da Halt macht, wo der Herzenstakt einem echten Dichter die Feder zum Stillstand zwingt? Ich meine, mehr als dies wird bei den meisten das eine sich in lebendiger Wirkung immer erneuen: die Gestalten dieser Dichtungen werden als Persönlichkeiten unsers eignen Lebens uns immer näher sein, wir werden uns immer mehr nach ihrem Umgang zurücksehen. Wer einmal im Herrenhaus und im Siechenhaus zu Krodebeck oder

in der Apotheke zum Wilden Mann im Harz daheim gewesen ist, der sehnt sich zurück. Es ist, als ob umgekehrt Hebbels Kritik eine Ouverture gewesen sei: „es muß auch zu Gestalten kommen“. Es ist zu Gestalten gekommen. Niemand bei Raabe, ob er vielleicht auch einen symbolischen Namen führe, ist eine bloße Abstraktion, die Kleider trägt. Vom Bürgermeister Seneca zu Wanza an der Wipper bis zum Belten Andres und der Witwe Mungo im Vogelsang — Menschen!

Da liegt denn auch die Antwort auf die Frage, warum die moderne Bewegung bei dem gesunden und besonders bei dem feines Deutschtums sich ernst und verantwortungsvoll bewußten Teil der ganzen Generation in eine Art Schilderhebung Raabes mündete. Alles, was man so lange suchte, ein wahres, unverfälschtes Bild des deutschen Menschen mit seinen großen Gaben und auch mit seinen großen und kleinen Fehlern: hier war es. Und hier gab es einer aus der Quelle, die wie ein Wunderwasser nichts herunterwäscht, was nur den Sonntagsstaat beeinträchtigt, die aber alles fortwäscht, was die Seele vor Gott nicht halten kann. Diese Quelle heißt Humor. Es war der große Humor, der den Witz nicht scheut, aber nicht im Witz verpufft und endet. Das jüngste Deutschland hatte ihn so wenig finden können wie seinerzeit das junge. Zuerst bei Fontane und Keller, dann bei Raabe hatte es ihn gefunden. Dasselbe Geschlecht, das nach dem Jungen Deutschland (das, wie Treitschke boshaft sagt, wie *lucus a non lucendo* so genannt wurde) von den Zeitgenossen mißverstanden oder nicht gehört, die große Kunst des poetischen Realismus schuf, konnte jetzt, nach vierzig Jahren, noch mit Kraft und Leben eine ganz neue Generation bezwingen. Daß uns Henrik Ibsen am Ende zu Friedrich Hebel führte, und wir nun erst recht die „Nibelungen“ und „Herodes und Mariamme“ als nationales Erbgut antreten, daß uns Raabe gewissermaßen noch einmal geschenkt wurde und heute (ich beobachte es immer wieder) auf viele wie eine neue große Entdeckung wirkt — das sind Zeichen einer Lebenskraft, die wohl auch den neuesten Schotten oder Russen überdauern wird, mit dem die Helden der Sensation uns vermutlich bald bedenken werden.

Vor Übertreibungen wollen wir uns freilich hüten. Noch ist Raabe dem deutschen Volke lange nicht genug bekannt, wenn er auch nach seinem eignen Ausdruck: „das allervornehmste Publikum, was das deutsche Volk gegenwärtig aufzuweisen hat“, zu den Liebhabern seiner besten Bücher zählt. Nicht nur die ewig Morgigen, deren Gier nach neuen, möglichst nach ausländischen Sensationen ich oben anrührte, mögen ihn nicht — das soll uns gleich sein. Auch unter den andern, die ihn lieben könnten, sind ihm längst nicht alle gewonnen. Er ist beileibe nicht nur für die Stillen im Lande. Er hat nach Adolf Sterns gutem Wort „eigne Maßstäbe für das deutsche Leben“, und zwar, wie ich hinzusetzen möchte, für das ganze deutsche Leben. Wie er die Vergangenheit so oft farbig wieder belebt hat, ist er der Gegenwart Führer und weist noch lange in die Zukunft hinein. Ist die liebste Heimat seiner Gestalten am Harz und am Solling, so

ist sein Horizont doch weit genug, um das ganze Land und darüber hinaus die Welt, Gassen und Sterne zu umspannen. Wer nur die „Chronik“ und den „Hungerpastor“ kennt, der lese jetzt etwa den „Horacker“, das „Horn von Wanza“, den „Deutschen Adel“, die „Leute aus dem Walde“, und dann wird er den „Schüdderump“, für mich die Krone unter Raabes Dichtungen, lieb gewinnen und nicht wieder missen wollen.*)

In seinem jüngsten Roman „Erone Stäublin“ läßt Paul Heyse einen Maler alter Schule einmal sagen: „Seht, Freund, darum passe ich nicht mehr in diese Zeit, in der alles auf Stimmung aus ist, von Form und klarer Gliederung niemand was wissen will, je zerflossener und verduftender alle Umrisse desto besser. Diese Tendenz der marklosen Auflösung geht eben durch die Welt, und ich lasse die Welt laufen, wies Gott gefällt. Nur soll man mir das Recht nicht bestreiten, meine »Impressionen« vom Festen und Klaren und Organischen zu empfangen, wie ichs in meinem gelobten Lande erlebe.“**) Da haben wir wieder den Impressionismus, von dem auch diese Betrachtung ausging, und ich gehe kaum fehl, wenn ich in diesen Malerworten ein Bekenntnis des Dichters Heyse sehe; ja ich möchte meinen, mit um unerschrocken dies zu sagen, hat der Roman seinen Weg in die Welt angetreten. Auch früher schon hat ja Paul Heyse seiner Gegnerschaft gegen die Moderne kein Hehl gehabt, und wenn Raabe stillschwieg, hat er, besonders im „Merlin“, scharfe Waffen geschleudert. Freilich hatte man ihn auch in der ersten Zeit so undankbar, so abschätzig behandelt wie wenige — vielleicht deshalb, weil er so viele Erfolge gehabt hatte, von der Gunst eines großen Publikums seit vielen Jahren getragen war. Heyse ist einer der wenigen Dichter, denen so frühe Gunst zufiel und verblieb. Und seiner allgemeinen Geltung konnte auch der Sturm und Drang nicht viel anhaben. So möchte es scheinen, als ob an ihm nichts gut zu machen wäre, als ob man ihn immer und heut richtig eingeschätzt habe.

Dennoch ist dem nach meinem Gefühl nicht so. Heyse der Novellist, so tönte und tönt es unaufhörlich. Und wer, der für die konzentrierte Form der Novelle in ihrer besondern ästhetischen Artung Sinn hat, wird dies Urteil nicht unterschreiben, das in der Prägung jener Formel liegt. Da werden „Unvergessbare Worte“ wach, der letzte Centaur trabt einher, und Frauengestalten von holdstem Reiz treten uns vor die Sinne. In einer durch Schönheit und

*) Ich benutze die Gelegenheit, um auf die fein abwägende und von herzlicher Liebe erfüllte Schrift Hans Hoffmanns über Wilhelm Raabe hinzuweisen, die soeben bei Schuster & Löffler in Berlin und Leipzig erschienen ist (Die Dichtung, Band 44).

**) Man vergleiche damit auch folgende Stelle in einem Heyse'schen Briefe an Moritz Lazarus: „Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, auch das Häßliche in seiner bösesten Gestalt, der reine Sieg des Tierischen über das Menschliche, müsse wenigstens einmal sich geltend machen, um das Weltbild zu kompletieren. Nun bin ich aber zu der Überzeugung zurückgekehrt, die immer meiner Natur gemäß war, daß es genug sei, daran zu erinnern, ohne es zu zeigen.“ (M. Lazarus Lebenserinnerungen, S. 74.)

feinstes Sprachgefühl gebändigten Form führen sie ihr Leben. Und obwohl sie vom „Festen und Klaren und Organischen“ empfangen sind, geben diese Dichtungen doch auch Stimmungen, die durch die bloße Erinnerung wieder heraufbeschworen werden. Wer der schönen Abigail gedenkt, von der in der „Geisterstunde“ erzählt wird, der fühlt noch einmal die Schauer des Kirchhofs nach, und in der Rückbesinnung auf den „Verlorenen Sohn“ treten mit den Gestalten die Schwere, der Seelendruck, den die wissende Mutter trägt, wieder zu uns.

Nun aber nehme man, so vorbereitet oder nicht, Heyses Lyrik zur Hand und versuche hier dem eigensten Ton des Dichters nachzugehen. Wer nach den landläufigen Anthologien, auch den besten, urteilt, kommt freilich nicht zum Ziel. Aber wer die „Gedichte“ genießt, der wird bezwungen werden von einer Persönlichkeit, die im Schmerz zu menschlichem Adel von seltener Reinheit aufsteigt. Heyses Kindertotenlieder haben in unsrer Lyrik ihresgleichen nicht. Herzblut strömt hinter dem klaren Gewande einer unübertrefflich sichern und schönen Form, und wieder einmal lehrt ein Großer hier die Ethik des äußern Stils, der dem innern Gehalt genau entsprechen muß.*) Und es sind ja nicht die Kindertotenlieder allein, die Heyses Lyrik einen eignen Platz geben und sie diesen Platz behaupten lassen, auch nachdem wir unleugbar an lyrischen Kleinodien reicher geworden sind als je zuvor.

Auch bei Raabe und gerade bei Raabe entsprechen sich Form und Inhalt ja, wie wir sahen, genau. Und da sich in der äußern Darstellung größere Gegensätze schwer finden lassen werden als Raabe und Heyse, so wird ja wohl auch das, was darin steckt, verschieden genug sein. Gewiß. Wie die Reinheit und Zartheit der Heyssischen Gestaltung jedem offen daliegt, so sind es auch immer wieder Menschen von hoher Schönheit, von klarem Adel, die er uns ins Heiligtum stellen will. Es sind in all seinen Meisterarbeiten (da er viel mehr geschrieben hat, gab er auch mehr Sachen zweiten Ranges als Raabe) Menschen von Fleisch und Blut. Aber es sind nicht die Menschen, die Raabe sich aufsucht und in seine oft so barock aussehenden Gewänder kleidet. Heyse gibt uns so oft holdselig klare Frauen, die noch, wenn sie sich verlieren, Grazie retten und wahren — Raabe sucht sich die Knubben und Knorren, die unscheinbar aussehen und sich dann allgemach als Menschen mit einem festen Sinn, als stille Helden eines geprüften Herzens entpuppen. Daß jeder sein Reich kennt und ausfüllt, das gibt ihnen beiden das Recht, von uns zu fordern: meist uns gefälligt an unsern eignen Maßen. Und es legt uns die Pflicht auf, so zu handeln. Wir dürfen nicht verlangen, daß Heyse etwa den Zwerg und den Riesen in „Grenzen der Menschheit“ in die Pracht Raabescher Humore kleide —

*) Ich freue mich, in Eduard Engels „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart“, die soeben bei G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien erschienen ist, Heyses selten gewürdigte Lyrik ganz besonders hervorgehoben zu finden.

und wir können nicht erwarten, daß Raabe seine zarte Phöbe in den „Unruhigen Gästen“ uns so hinstelle, wie Heyse das mit einer solchen Frauenfigur getan hätte.

Warum aber, ergeht jetzt des Lesers Frage an mich, stellt er diese beiden hier zusammen hin? Den Meisterübersetzer, dem als dem besten deutschen Stilisten der Gegenwart Wustmann die „Sprachdummheiten“ gewidmet hat, und den Alten von Braunschweig, der unbekümmert „welcher“ und „der letztere“ schreibt, wo ers richtig findet? Nur weil der eine 1830, der andre 1831 geboren wurde und beide nun Altmeisterehren genießen?

Nein, deshalb nicht. Sondern weil sich mir in diesen beiden ersten Meistern unter unsern Alten so recht die Vielseitigkeit des deutschen Geistes zu verkörpern scheint. Sind wir die ewige Sucherei nach „Richtungen“ und den Zwang zum Schlagwort der Zeit, das oft nur das Schlagwort der Saison war, losgeworden, so wollen wir uns von ganzer Seele freuen, daß solcher Reichtum unser ist. Und wir wollen ihn noch einmal und noch einmal erwerben, um ihn ganz zu besitzen. An Wilhelm Raabes siebenzigstem Geburtstage überreichten wir ihm ein Album, das dreihundert Widmungen deutscher Dichter und Schriftsteller enthielt. Zu oberst lag eine „Liebeserklärung“ von Paul Heyse. Über Unterschiede des Temperaments, der Weltanschauung, des Stils grüßte der Dichter den Dichter. Und über den Unterschied der Generationen hin neigen wir uns vor den erlauchten und geliebten Dichtern Wilhelm Raabe und Paul Heyse.

Heinrich Spiero



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelsch

5



Engleich wir im ganzen nur fünf Tage im Innern gewesen waren, so hat die Reise meinen Gesichtskreis doch wesentlich erweitert. Wir hatten noch eine weitere Einladung von einem Herrn Francisco Schmidt erhalten, der hinter der Station Rio Preto die größte Kaffeefacenda Brasiliens und vielleicht der Erde mit einem Bestande von fünf Millionen Bäumen besitzt. Leider konnten wir dieser Einladung nicht Folge leisten, weil allein die Hin- und Rückfahrt je vierzehn Eisenbahnstunden verlangt hätte, und unser eigentlicher Reisezweck dabei allzusehr in den Hintergrund getreten wäre.

Ich habe, die Tage in Bahia und Rio mitgerechnet, genau vier Wochen in Mittelbrasilien zugebracht und bin selbstverständlich weit entfernt, mir nach so kurzer Zeit ein abgeschlossenes Urteil über Land und Leute anzumessen. Immerhin hat es sich für mich günstig gefügt, daß ich durch einen vielseitigen